

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Sturm.

86]

Roman von M. E. delle Grazie.

Er aber sprach weiter . . . „Und Wild haben wir schon mehr als genug. So viel, gräßliche Gnaden, daß es, mit Respekt zu sagen, nicht mehr bloß den Bauer, sondern auch uns arm frißt. Es ist wahr, ich bin noch nit lang da. Aber wenn ich den Schaden anschau, den der Rentmeister in Rechnung stellen muß und der Bauer erleidet — kostet jeder Sas' und jedes Reh Euer Gnaden fast sechsmal so viel als sie wert sind. Und nit nur an Geld, auch an Reputation bei den Armen.“

Sein Eifer hatte ihn fortgerissen — nun schrak er plötzlich zusammen. „Gräßliche Gnaden müssen schon entschuldigen.“

Sie lachte bloß. „Was ihm nit einfällt! Ganz gut ist's mir, daß ich auch einmal die Wahrheit zu hören krieg. Und schlimmer kann's ja bald nimmer geh'n, als es schon ist. Nur —“ sie wandte sich, sah ihm plötzlich voll und fest ins Auge: „Wer, glaubt er denn, soll das alles machen?“

„Das ist doch nit meine Sach!“ kam es bescheiden zurück. „Gräßliche Gnaden erlauben,“ damit ging er in die Sattelkammer.

Wettl, die Lieblingsstute Solettes, hatte mit gespitzten Ohren durch die offene Stalltür dem Gespräche zugehört. Sie war gewohnt, von ihrer Herrin vor jedem Ritt ein Stück Zucker zu erhalten. Aber keins der vielen Worte, die gesprochen wurden, hatte ihr gegolten. Wie ungeduldig, begann sie mit dem Fuß zu scharren. Als sie nun ihrer Herrin gefastelt vorgeführt wurde, wandte sich Solette ihr zu: „Na, Wettl, was ist's denn mit uns?“

Im selben Augenblick reichte der Bursch Solette die Reitgerte. Wettl, glücklich, daß zwei, die sie so liebte, zugleich bei ihr standen, warf den Kopf erst nach rechts, dann nach links mit einer Bewegung voll weicher, schmiegsamer Bärtlichkeit, die gleichsam beide umfassen sollte.

„Aber, Wettl,“ rief der Bursch. Er errötete.

„Na ja,“ lächelte Solette, mit einem fähen Blick nach ihm hinüber. „Die ist's schon so gewohnt, uns beisammen zu seh'n. . .“

Klamert schnallte scheinbar den Gurt fester, bückte sich tiefer und tiefer. Umsonst . . . das verräterische Rot stieg ihm bis an die Schläfen empor.

„Er hat mich gern,“ dachte Solette aufs neue. „Nur . . . warum gestern dieses Getu mit der Hannafin?“

„Weiß er schon, daß ich die Maruschka fortgejagt hab,“ fragte sie plötzlich ganz unvermittelt.

Er sah ihr ruhig und fest ins Gesicht. „Es war auch schon Zeit, Euer Gnaden!“

„Tu' er nicht so,“ lachte Solette. „So ein sauberes Mädel!“ Ihr Auge bligte ihn an, er sollte fühlen, warum es gescheh'n.

„Die hätt' mir noch ein Jahr und länger vor der Nas'n 'rumgeh'n können,“ erwiderte er kühl. „Selbst für einen Zug wär' mir die zu schlecht g'wesen.“

Solette drehte sich mit einem Ruck auf ihren Stöckeln herum. Er sollte ihr nicht anmerken, wie froh seine Antwort sie machte. Wie glücklich und doch auch — befangen. „Schau, schau,“ neckte sie dabei, „wie muß denn eine ausschau'n, die ihm paßt?“

Er hob den Kopf, ließ zum erstenmal, seit sie ihn kannte, voll und tief seinen Blick in dem ihren ruhen, einen seltsamen Blick, in dem sich Wohlgefallen und Ernst paarten, und langsam erwiderte er: „Ganz die meinige müßt' sie sein. Denn zum Spielen bin ich mir zu gut!“

Solette sagte kein Wort. Aber all ihre Leidenschaft flammte in dem Blicke auf, mit dem sie ihn streifte.

Als er sie in den Sattel hob, sprach sie mit zitternder Stimme: „Bleib' er heut' zu Haus'. Ich will ein paar Stunden jetzt ganz allein sein. Will mir überlegen, was er da von der Ribenkultur gesagt hat, und noch,“ ihr Antlitz sank unwillkürlich tiefer — „noch etwas anderes. Ja und daß ich nit vergeß!“ . . . sie senkte die Reitgerte und tippte mit spielerischer Bärtlichkeit an seine Schulter: „Heut' abend

haben wir den „Schnitthahn“. Da muß er den ersten und letzten Tanz mit mir machen. Er will doch?“

Nicht nur ihr Blick, auch ihre Stimme war diesmal voll Eingabe.

Er neigte das Haupt und küßte ihre Hand. Mit einem leisen, einem kaum fühlbaren Druck hielt sie seine Finger fest. Kaum eine Sekunde währte es — aber er sollte spüren, daß sie damit etwas versprach, was eines ganzen Lebens Dauer haben sollte.

„So,“ nickte sie, mit einem echt fraulichen Erröten. „Und jetzt laß' er die Wettl vom Zaum, sonst kommen wir überhaupt nicht mehr fort!“

Als der Staub der Landstraße in silbernen Wolken hinter der schlanken Reiterin aufwirbelte, stand der Bursch noch immer an dem wappengeschmückten Schloßtor und starrte ihr nach. Auf dieser selben Straße war er dahergekommen, ein armer Kerl, der „auf der Walze“ ging, und nun! Hatte er auch wirklich recht verstanden? Wie ein Märchen schien ihm, was er soeben erlebt.

„Gatsch — gatsch — gatsch —“ machte es hinter ihm. Es waren die Gänse der kleinen Gerspenn Toni, die eben über den Hof einherwadelten, eine nach der anderen, aber keine auch nur um des Schnabels Länge aus der eingeschlagenen Richtung weichend. Denn die Gerspenn Toni hielt auf Ordnung.

„Jo, Lonerl,“ lachte der Bursch in der Sprache des Kindes, „weg'nwe seid's denn ös heunt' so spat d'ron?“

Die Kleine senkte das Haupt, blinzte erst nach rechts und links, ob auch ja niemand sonst in der Nähe wäre und erwiderte endlich leise: „Jo waßt . . . weil mir holt so viel schön 'tramt hot, heunt noch!“

„Hörst nit auf!“ tat der Klamert erstaunt. „Und woß hot d'r denn tramt?“

Die Kleine zupfte verlegen an ihrem blaugeblühten Kopftuch herum. „So dös — dös kumt' i d'r nur in der G'hoam sog'n.“

„So sog' mir's holt in d'r G'hoam,“ lachte der Bursch, und während er ganz dicht an sie herantrat, neigte er das Haupt so tief, daß sein blonder Schopf die Stirne des Kindes streifte. Die Kleine hob sich auf die Behen, so weit es ging, sah noch einmal um sich und rief mit der ganzen, selbstvergeffenen Wichtigkeit des Kindes: „Doß unser gnädige Frau Gräfin heunt Soz a t (Hochzeit) hob'n wird, hot m'r tramt!“

„Ober Toni,“ lachte der Bursch, „wenn dös g'hoam bleib'n soll, derßst's jo nit so ausschrei'n!“

„I hob' D'r's jo nur in's Ohrwaschl g'fogt!“

„Dös schon, grad nur —“ Er wollte noch etwas sagen, aber plötzlich legte sich ein tiefer Ernst über seine Züge. Eine seltsame Blässe trat für einen Augenblick in sein Antlitz, um gleich darauf einem lohenden Purpur Platz zu machen. Endlich sank seine Hand auf das Köpfchen der kleinen Gänsehirtin.

„Den Traum merk' Dir quat, Toni! Wenn der in Erfüllung geht, soll's auch Dir amol gut geh'n dol!“

Sie sah ihn groß an, nickte ernst und ging. Vor ihr her wuschelten breit und schnatternd die Gänse.

Noch nie war Solette mit solcher Hast über Stock und Stein dahingeflogen, froh und dennoch im tiefsten Herzen beklommen. Aber so rasch sie ritt, was sie vor sich herbehte, dem war nicht zu entkommen, das trug sie mit sich — ihre eigenen Gedanken. Nun die frische, freie Heideluft wieder am ihr glühendes Köpfchen wehte, erschien ihr alles viel weniger plan, als sie es noch vor einer Weile empfunden, Aug' in Aug' mit dem Mann, den sie liebte, nach dem ihr Blut schrie — das Blut des erweckten Weibes. Wozu hatte sie sich hinreizen lassen? Was sie da gesagt, war ja schon so gut wie ein — Versprechen gewesen. Sie und ihr Reifnecht Mann und Weib! Eine Gräfin Hartader und ein Bursch, der noch vor wenigen Monaten vielleicht barfuß über die Landstraße gelaufen! Unmöglich, es auch nur zu denken! Unmöglich, es den Thren zuzumuten, und ob sie auch Schwesler und Wetter nicht zu Rate zog — ihre eigenen Bauern! Sie schloß die Augen, suchte sich diesen seltsamen Hochzeitzug vorzustellen, dieses noch nie Dagewesene . . . erwachte mit einem tiefen Seufzer und schüttelte das Haupt.

Plötzlich aber lachte sie auf — hell, übermütig, belustigt. Ihr eigener Pfarrer war ihr eingefallen, dieser „feierliche Dummkopf“, wie sie den guten Gallenberg zu nennen pflegte. Das Gesicht! „Und er müßt' es tun!“ lachte sie in den Sommerwind hinein — „g'rad er!“

Wieder dachte sie: „Verkehrte Welt —“ stuchte einen Augenblick vor sich selbst und der eigenen Geisterkeit. „Das ist ja, als ob ich närrisch werden sollt'!“ Und soweit das bisherige Verstand, den ihr die Leidenschaft noch übrig gelassen, in das Wirrsal hineinsah, schien es ihr selbst nicht anders. „Als wenn man die Welt auf den Kopf stellen wollte,“ dachte sie, „oder sich selbst!“

Die Welt freilich ließ sich das nicht gefallen. Schwester und Beiter würden sich von ihr losjagen. Kein Gutsnachbar mehr mit ihr verkehren. An die weibliche Nachbarschaft wollte sie lieber gar nicht denken, die hatte ihr noch nicht einmal den Unterweg verzieh'n. Aber brauchte sie diese Leute? Hatte sie bisher nur einen von ihnen nötig gehabt? Der Peter lebte in Wien das Leben eines Grandseigneurs. Die Schwester Stiftsdame kam alle heilige Zeit einmal von Nikolsburg herüber, um ihr immer dieselbe Komödie vorzuspielen. Der Lorowitzer hatte kein Recht, sich über andere zu entrüsten. Und er war ihr nächster Anrainer. All die Tugend und hochgeborene Wohlstandigkeit aber, die jenseits der Zaispitz gut aß, jagte, Whist spielte und die anderen verlästerte, die konnte ihr ja, weiß Gott, gleichgültig sein! Blieben noch ihre Bauern und ihr Pfarrer. Die Bauern kannte man nie recht aus. Colette glaubte vorauszu sehen, daß sie dem legitimen Gatten nun und nimmer vergessen würden, was sie ihren Liebhabern bisher mit einem nachsichtigen Lächeln zugebilligt. Das Volk war gar eigen hierin. Es wollte einen Herrn — aber weh' ihm, wenn dieser Gebieter aus Tiefen herabstiege, in denen das eigene Elend wurzelte. Das war der einzige Herr, den auch die Bauern nicht vertrugen. Item . . . sie mußten es eben ertragen lernen — würden es zuletzt ertragen, an eine Scholle gebunden, mit der sie befehlen konnte oder nicht. Entwurzelt wollte keiner werden! Blieb noch der Dechant und die wenigen Honoratioren des Dorfes. Der Dechant konnte allenfalls eine böse Miene aufsetzen, aber — hatte er sich nicht schon längst ferngehalten, zur heimlichen Kümmeris des alten Preiner? „Auch daran sein meine Leut' schon g'wöhnt“, dachte Colette. Und die „Honoratioren!“ Du lieber Gott . . . die hingen doch alle mehr oder weniger von ihr ab. Zuletzt fiel ihr der Dorfbadler ein. Auch der bezog jahraus, jahrein sein „Deputat“ immer für dasselbe Gebäu, das er ihren Dienstleuten „bald zu innerlichem“, bald zu „äußerlichem Gebrauche“ verordnete. Sein Sohn war der Geliebte ihrer Kammerjungfer. So sah die Welt aus, die Colette auf den Kopf stellen wollte. Je länger sie aber hinsah, desto weniger abenteuerlich erschien ihr dies. „Ein — zwei Jahre,“ dachte sie — „und kein Mensch wird mehr davon sprechen. Mit dem Gallenberg aber werd' ich schon fertig werden!“

Unwillkürlich zog sie die Zügel an, atmete auf, sah zurück.

Im grellen Mittaglicht funkelte der Kupfergedeckte Turm des „Fräuleinschlosses“ herüber. Dort unter den blühenden Linden stand nun einer, der alles aus ihren Händen erwartete, alles oder nichts. Zu anderem gab er sich nicht her. Darüber hatte er sie nicht in Zweifel gelassen. Kam sie mit leeren Händen zurück, war für ihn kein Weibens mehr bei ihr. Sie aber konnte sich gerade das nicht vorstellen. Und wenn der ganze Znaimer Kreis darüber ins Wadeln geriet. Der, den sie liebte, mußte um sie sein, täglich, stündlich! Wie eine heiße Sturzwelle schlug es um sie zusammen, nahm sie förmlich hin — der Gedanke allein . . . ihn zu besitzen, von ihm besessen zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ecce homo.

III.

Der Kampf Nietzsche's gegen die christliche Moral ist durchaus irdischer Art und wird innerhalb der Vernunft geführt. Er beschadet das Christentum nicht, indem er etwa die reine Lehre gegen die unreine Kirche auspielt —, sondern er will die Lehre selbst vernichten, als ob sie eine Macht wäre. Er schnellte seine Pfeile gegen die theoretische Verneinung der Sinne, des Körpers, des bösen Willens, der Macht und Kraft, gegen die christliche Moral mit ihrer Wändigung, statt Bildung des Menschlichen, mit ihrem sozialen Mitleid und ihrer weltflüchtigen Tröstung. Was Nietzsche gegen das Christentum sagt, ist nicht mehr, jedenfalls nicht tiefer und

wahrer, als das eine Wort Kant's, als er die Barmherzigkeit eine Beleidigung für die Würde des Menschen nannte.

Nicht in diesen Ausführungen eines lebensdürstigen Heiden, der die großen Verbrechergestalten der italienischen Renaissance bewundert (jener gewaltigen Wiedergeburtzeit, da sich die Welt vom Mittelalter zu erlösen trachtete), nicht in seinem Antichristentum berrät sich die Erkrankung. Es ist vielmehr eine übersinnliche Idee, die er orientalischen Märchenräumen entnahm, jene Umgestaltung der Seelenwanderung, die als erstes Kennzeichen der drohenden Katastrophe in demselben Augenblicke sich eindrängte, als er seine tiefste Dichtung schrieb: den „Zarathustra“, die leuchtenden Psalmen vom Uebermenschen. Diese Idee bricht in sein gesundes Schaffen ein, sie überfällt ihn wie ein übersinnlicher Epuf: es ist der ewige Wiederankunftgedanke. Diese Idee ist die geistige Auslösung des zersekenden Gift's in seinem Hirn. Damals, als dieser Wahn in ihm aufzudte, begann das Zerföhrungswerk.

In „Ecce homo“ erfahren wir, mit welcher ungeführter Wildheit die fixe Idee sich auf den Unseligen warf und ihn allmählich erzwürgte. „Die Grundkonzeption des Werks, der Ewige-Wieder-kunft's-Gedanke, diese höchste Form der Befahrung, die überhaupt erreicht werden kann —, gehört in den August des Jahres 1881: Er ist auf ein Blatt hingeworfen mit der Unterjchrift 6000 Fuß jenseits von Menschheit und Zeit.“ Es war die Offenbarung eines Befessenen. (Was ihm als ursprünglicher und allereigenster Gedanke erschien, war in Wirklichkeit nur die unbewußte Erinnerung eines Erzerp'tes aus dem Gesebuch des Mann!) Mit mächtiger Eindringlichkeit und ganz klar beschreibet Nietzsche den Erregungs-zustand dichterischer Inspiration, die doch bei ihm nur ein Vorspiel ewiger Vernichtung war:

„Der Begriff Offenbarung in dem Sinn, daß plötzlich, mit unsäglichlicher Sicherheit und Feinheit, etwas sichtbar, hörbar wird, etwas, das einen im tiefsten erschüttert und unwirkt, beschreibet einfach den Tatbestand. Man hört, man sucht nicht; man nimmt, man fragt nicht, der da gibt; wie ein Blitz leuchtet ein Gedanke auf, mit Notwendigkeit, in der Form ohne Bögern; ich habe nie eine Wahl gefaßt. Eine Entzündung, deren ungeheuerer Spannung sich mitunter in einem Tränenstrom auslöset, bei der der Schritt unwillkürlich bald stürmt, bald langsam wird; ein vollkommenes Außer-sich-sein . . . eine Glückstiefe, in der das Schmerzliche und Dürsterste nicht als Gegensatz wirkt, sondern als bedingt, als herausgefordert, als eine notwendige Folge innerhalb eines solchen Lichtüberflusses . . . Alles geschieht in höchstem Grade unfreiwillig, aber wie in einem Sturme von Freiheitsgefühl, von Unbedingt-sein, von Macht, von Göttlichkeit.“

In diesem Rausche entstanden sowohl die Gedankengefänge seines „Zarathustra“, die alle Seelenlüste des Menschen gleichsam unmittelbar in seltenen tief brennenden Wortgebilden aufblühen lassen, wie der Ungedanke der „ewigen Wiederkehr des Gleichen“, der der Weder der Krankheit und zugleich ihr Bollender war. Die Menschheit erscheint Nietzsche wie ein ungeheueres Rad, an dem das einzelne Wesen in langsamer Drehung der Jahrtausende immer wieder auftaucht. Alles Lebende war schon einmal und wird einmal wieder sein, ins Unendliche. So ist jeder Mensch ein im voraus bestimmtes und gebundenes Schicksal. Nur eine Wiederkehr eines vordem schon entschiedenen Daseins. Wie diese fixe Idee die harte Klarheit seiner Angriffe gegen die christliche Weltanschauung zerplitterte, wie sie zeitlich ihn gerade auf der Höhe gesündester Schöpferkraft überfällt, so bergewaltig derselbe Wahn von der Seelenwanderung des Gleichen auch seinen Grundgedanken von der Entwicklung des Menschen zu dem edleren Wesen des Uebermenschen, der ja dann auch nur ein wiederkehrender Mensch des Urbeginns sein mußte, also eine Entwicklung zu immer höheren Gipfeln ausschloß.

Es ist selten die Möglichkeit gegeben, so scharf in das Zerföhrungswerk geistiger Erkrankung zu blicken, wie es der genialen Selbstbeobachtung Nietzsche's verdanken: Diese unheimliche Wechselwirkung der kranken Idee, die einem vergifteten Gehirn erwächst, und die dann wieder auch das gesunde Gebiet des Bewußtseins geistig zerfrißt.

Noch im dritten Abschnitt überwiegt die Gesundheit. In den schäumenden Anklagen und Beschwörungen des Schlußes aber hat der Kranke nun jede Herrschaft über sich selbst verloren. Seine Kritik des Christentums wird Verfolgungswahn. Die christliche Moral ist der Feind, der lauernd ihm folgt, voll Gier, die Menschheit zu unterjochen. Aber mit dem Verfolgungswahn verbindet sich der Größentwahn und so wird der Philosoph zum Sieger über den Dämon der christlichen Moral. „Warum ich ein Schicksal bin. Ich kenne mein Loz. Es wird sich einmal an meinen Namen die Erinnerung an etwas Ungeheueres anknüpfen —, an eine Krisis, wie es keine auf Erden gab . . . Ich bin kein Mensch, ich bin Dnnamit.“ Nietzsche hat den Typus Mensch, der bisher als der höchste galt, dnamitisiert: die Guten, die Wohlwollenden, Wohlthätigen. Die Blindheit vor dem Christentum ist ihm das Verbrechen am Leben. Die christliche Moral ist die bösarigste Form des Willens zur Lüge, der Mangel an Natur. „Die Entdeckung der christlichen Moral ist ein Ereignis, das nicht seines Gleichen hat, eine wirkliche Katastrophe. Wer über sie aufklärt, ist . . . ein Schicksal, — er bricht die Geschicke der Menschheit in zwei Stücke. Man lebt vor ihm, man lebt nach ihm.“ Das Christentum ist die menschenfeindliche Rettung dessen, was von Natur zugrunde gehen soll. Das Kranke, Schwache,

Misralene wurde als das Gute, — das Stolze, Zukunftsgewisse als das Böse verwirrt. „Das alles wurde geglaubt als Moral!“ Das Wort Voltaires steht am Schluß: Ecrasez l'infame. Aber die Infame, die ausgerottet werden muß, ist nicht mehr wie bei dem Franzosen bloß die christliche Kirche, sondern die christliche Weltanschauung an sich. „Hat man mich verstanden? — Dionys gegen den Kreuzigten . . .“

Das sind die letzten Worte. Der Heibengott der trunkenen Lebensfreude und stolzen Daseinsbejahung wird angerufen gegen die blutende Entfugung am Kreuze.

Wenige Tage später hat Nietzsche sich selbst nicht mehr verstehen können. Aber die Welt versuchte ihn nun zu verstehen.

Und dieser Weltverfolg gestaltet die Erscheinung Nietzsches zu einer bedeutenden Angelegenheit unserer gegenwärtigen Kultur. Wären Nietzsches Bücher mit ihm selbst verschollen, so wäre es nur die Tragödie eines reichen und eigenen Geistes, der in kranken Nerven dahinging. Aber Nietzsches Namen und Nietzsches Schriften drangen bald nach seinem geistigen Tode über die Erde. Kein deutscher Schriftsteller der Gegenwart hat diesen Weltruf errungen. Im Auslande galt er geradezu als der Repräsentant deutschen Geistes. Seine philosophischen Dichtungen wurden in alle Sprachen übersetzt, man beachtete sich an seinem Stille, an seiner Psychologie, an seiner Kühnheit.

So muß Nietzsche denn doch mit all seinen unfruchtbaren Träumereien ein wirkliches Bedürfnis unserer Zeit befriedigt haben. Sah etwa der Uebermensch des Kapitalismus, der ohne Mitleid über Leichen zu immer stolzeren Profiten emporsteigt, in den Liebden Zarathustras seine Rechtfertigung? Keineswegs! Der moderne Kapitalismus folgt ja nur den Spuren der Herrschaftsformen, die er ablöst. Je gewaltiger er ist, um so mehr schmüdt auch er sich mit all den christlichen Salben, mit denen einst die geistliche wie die feudale Tyrannei sich geölt hat. Friedrich Nietzsche ist, wenn man von dem Zufall seiner geistigen Ertrankung absieht, selbst doch nur ein Erzeugnis der Verzweiflung der künstlerischen Persönlichkeit an dieser industrialisierten Welt. Der Künstler oder, wie man heute zu sagen pflegt, der Intellektuelle, findet keinen Beruf, keine Aufgabe auf dieser entgötterten Erde; er geht zugrunde an dem Widerspruch des geistig schaffenden und des gesellschaftlich tatelosen Menschen. Der bürgerliche Intellektuelle als Beruf, als Gewerbe, das sich außerhalb des tätigen Daseins vollzieht, gebiert jene Verzweiflung an der gegenwärtigen bürgerlichen Kultur, die ihm als Widerspruch zu allem Großen und Erhabenen, Feinen und Freudigen erscheint, eine grenzenlose Verödung des Menschlichen darstellt.

Dergestalt ist Nietzsche, sein Werk wie sein Wirken, nur verständlich aus dem Gefühl der Heimatslosigkeit der erlebteren Geister in dieser Gesellschaft des kapitalistischen Erwerbs. Damit hat Nietzsche schließlich doch ein tiefes Leiden der Zeit gefühlsmäßig erkannt, ohne die Heilung zu finden.

Und sein Erfolg war eine Anklage gegen die Schatten der bürgerlichen Kultur, die ihre eigenen Mitglieder und Befenner verfürzt.

Kurt Eisner.

Aus der „Ur-geschicht von Meckelnburg.“*)

Von Friß Reuter.

Dunn tred de Direkter von den patriotschen Verejn vor, de dummalen noch tau dat Ministerium hürte — wat nu ganz anners is, indem dat up „Patriotisch“ nich mihr geven ward — un säd: „Dörchlächten, wenn Sei nah Egypten reisen willen, dauhn S' mit den Gefallen, reisen S' äwer Mesopotamien. Dor fall en ollen Judenwader assistieren mit Namen Abraham, de fall dor Wunnen- ding' mit de Schapweid' upstellen un fall de holsteinische Koppelwirtschaft, elben Släg' un drei Saaten, insüht heiwonen.“ —

*) Im „Friß-Reuter-Kalender“ für 1912, den Prof. Gaederich im Verlage der Dietrichschen Buchhandlung in Leipzig herausgibt, wird das bisher unbekannte Schlußkapitel der „Ur-geschicht von Meckelnburg“ veröffentlicht. Wir geben eine Probe daraus, die auch heute noch als zutreffende Satire auf die medien-burgischen Zustände und das Ideal der preussischen Junker wirkt. Reuter hat das Werk selber nicht herausgebracht. In einem Briefe an Wilbrandt vom 7. Dezember 1862 schreibt er u. a.:

„Ich fürchte, daß eine vorläufige Probe der Ur-geschichte die gegeißelten Nachhaber aufmerksam machen könnte, und daß man mir das Kind in der Wiege erwürgen könnte. . . Ich möchte rücksichtslos die Schäden . . . in unserm guten Vaterlande aufbeden. . . Ich arbeite gerade in ungeheurer Eile daran. Das Buch wird nur sehr langsam und ganz schrittweise fertig werden, ich wills nicht übereilen, da ja noch — Gott sei Dank! — tagtäglich wunder schöne Staatsalbernheiten bei uns passieren.“

Wilbrandt gab dann 1874 die „Ur-geschicht“ bis auf das letzte Kapitel heraus. Charakteristisch für Reuter ist es, daß auch in diesem letzten Kapitel seines Spätwerkes des furchtbare Wort: „Kein Hüjüng“ fällt, das seinem tiefsten und sozialsten Frühwerk den Namen gab.

„Ja,“ rep de Minister von de inwardsigen Angelegenheiten, „un hei fall en Patriarch sin. — Dörchlächten, jüdiere S' de patriarchalischen Taustän'n dor en Beten genauer! Dat wir en Glüd, wenn wir de so bi uns landlöpig maken können! Denken S' sit blot, wenn nu so bi uns jeder Landdrost in sinen Amt, jeder Ridder up sinen Gaud, jeder Burmeister in sine Stadt en Patriarch wir! Denken S' sit, dat denn dat Ganze mit en lütten Ruhrstod un mit de mildesten patriarchalischen Prügel regiert warden sünn! Denken S' sit dat schöne idyllische Bild, wenn so'n Ridder-Patriarch des Morgens upsteiht, sinen Koffe drinkt, sinen Aewertreder antretdt un unner den sit sin lütt patriarchalisches Ruhrstöckchen knüpft, un nu unner sine kindlichen Dagelöhners un Kotsassen tret un mit 'ne lütte väterliche Hand- un Stod-Bewegung hir un dor en Beien tau de Arbeit upmintert oder hir un dor en loses Mul stoppt, — weinen mügg't it, vör pure Nüh-rung weinen, Dörchlächten! — Un nu denken S' sit bi soore Verbreden, wenn de lütte hübsche Wirtschasterin nich dauhn will, wat de Patriarch ehr heit; wenn de Wirtschaster för sin Pird 'ne Matt Hawern mihr giwot, as hei fall; wenn de Kannedat tau den lütten Patriarchen-Söhn „dumme Jung“ seggt, — wenn denn en Gerichtsday afhollen ward, wo de Patriarch presidiert, de Smidt ut den Dörp Afjeffer is un de Gärtner dat Protokoll föhrt, wo erhaben kindlich ward sit dat utnehmen! — Aewer dit is jo natür-lich blot de Schattensid, wil dat hir blot von de ungehürsamten Rinner de Ned' is; nu denken S' blot, wenn de patriarchalische Gehruram ist ordentlich in'n Erwung is! Dörchlächten, denn können dat Handarbeitsshus in Güstrow, dat Kriminalgefängnis tau Dreibargen un de ganze Festung Däms ingahn, un dat sei nich leddig stahn, können Sei dor noch drei adlige Jungfernlöfiter in-richten laten. — Un nu denken S' sit mal dit schöne Bild: de Patriarch hett grad' mit sin Famili tau Midtag afeten, hei hett Rehbraden hatt, hett sinen Rodwin dortau drunken un is in 'ne beglädende Stimmung. Fru un Rinner jünd rule gahn, un dat Stutenmäten kümmt rinne tau'm Afdeden, 't is Fifen Brümmer, 'ne lütte nüdliche Dirn von achthehn Johr; de Patriarch geht an ehr 'ranne un seggt tau ehr so recht väterlich: „Fifen, wat bißt Du för 'ne lütte nette Dirn! — Süh, it bün Din Herr un Patriarch, un it gew Di den Rat, lat Di mit den Bengel, den Jochen Smidten, nich wider in, denn de Kriggt in sinen Leiven Fein Hüjüng bi mi. — Hir hest en Daler, Fifen!“ — un hei jtrakt ehr äwer un seggt tau ehr, wil dat hei Schillern lesen heit:

„Nimm dieses preussische Talerstud!
Gehorsam ist der Christin Schmut;
Dein Herr verlangt in seiner Größe
Von Deiner schwachen Knechtsblöße,
Zu bändigen den eig'nen Willen,
Der Pflichten schönste zu erfüllen.“

Un as hei sinen Koffe drunken hett, geist hei dösch dat Dörp, an all de lütten Gören lopen achter em her un seggen „Papa“ tau em. Un nu dat Best: bi all dese glüdlichen Taustän'n nids von Schriwern, nids ward denn mit de Fedder, allens mit dat lütte Städschen besorgt. Dörchlächten brufen gor nich tau fragen, wenn Sei en Beamten anstellen, wat hei of schriwen kann. Sei fiken em blot nah de rechte Hand un Arm, laten en lütten Straten-jungen oder en Deinstmäten oder en ollen Dagelöhner 'ruppe kamen, un de taufünftige Beamte kann glik sinen Examen doran aflegen. — Dat Kriminalgericht un de Oberkirchenrat können ingahn, denn hett einer woll dorvon hürt, dat in dat Paradies en Kriminal-gericht oder en Oberkirchenrat west is, hett Moses dorvon schrewen? Un en tweiten Paradiesgoren ward Meckelnburg denn, „das wiedererweckte Paradies“ oder „paradisum redivivum“. — De Kammer kann ingahn, denn Domänen warden denn nich mihr ver-pacht; de Beamten-Patriarchen bewirtschafeten denn mit Lichtigkeit, jeder sin Amt, von ehre Stuw ut. — De Regierung kann ingahn, denn dor is jo denn nids tau regieren, de Patriarchen besorgen dat jo. Ja, Dörchlächten, sülvst wi Ministers können ingahn. Sei können uns pangionieren laten, dat heit mit uns' vull Gehalt, denn dat wi in so'n Paradies Hunger liden jalen, warden Sei nich ver-langen.“ — „So?“ unnerbroht hir Dörchlächten ganz spitz den Vördrag von sinen Minister, „un denn können Bi Silben of woll ingahn?“ — Dat was 'ne entsamte Frag' von Dörchlächten; äwer de Minister was ehr wuffen: „So is dat nich meint,“ säd hei, „Hoch Sei können wi gor nich müssen, Hoch Sei sünd de Knop up den Hüdel, de Hahn up den Kirchturm; denn wenn in ganz Land Meckelnburg unner desse patriarchalische Wirtschast alle Dag' Fest-dag is, möt wi doch of en Objekt hewonen, wat fiert ward, un dat möten Hoch Sei sin, Dörchlächten. Hoch Sei warden de Ober-patriarch, laten sit en langen witten Bart stahn, smiten sit alle Morgen in en langen witten Folor un wandern af un an eins mit en Lurbeerkranz up den Knop un en langes spanisches Nuhr mit en gollen Knop in de Hand dösch Ehr Reich, um de unschülligen Patriarchen-Rinner tau erquiden, un nehmen den Titel „pater patriae“ (Vater des Vaterlandes) an; Hoch Ehe Fru Gemahlin lett sit denn „mater matriae“ nennen — it weit woll, dat dat slicht Latin is, äwer 't rimt sit so schön. — Ne, Dörchlächten, so was 't nich meint, Hoch Sei können wi nich müssen. — Aewer de verfluchten Abkaten, de können all ingahn. Worüm jalen de Ricks nich in en kindlich patriarchalisches Verhältnis tau de Burmeister-Patriarchen treden? — Of de Volkiers können tau'm größten Deil ingahn, denn för dat kindliche Volk brufen wi denn kein mihr, dat ward mit sure Weik un Lüstun un unneren gesunnen Affall upfödd.

Das ist hat den Magen nicht überfüllt; Blut für die Patriarchen brufen wir ein por von der Ort; aber das möten so'n sin, de sit up Unverdaulichkeiten verstaht. — Also, Dörchläuchten . . . — Hier unnerbroch em äwer Dörchläuchten wedder: „Minister des Zuwartigen, halt! Ich werde Ihnen Meinen Leibarzt schicken, denn Sie leiden an einer gefährlichen Krankheit, an einer Diarrhöe, an der Maulbiarrhöe, und wenn ich das Ende Ihrer Expektorationen und Explosionen abwarten wollte, so würde aus der Operation vorhabenden Reize nichts werden. — Wir werden uns Ihre lieblichen Silber durch den Kopf und Ihre Vorschläge zu Herzen gehen lassen — mit dem spanischen Rohrstoß und dem Titel „pater patriae“ und „mater matris“ sind wir noch nicht ganz einverstanden und werden Hochselbst vielleicht in nächster Zeit einige Modifikationen eintreten lassen. Daß patriarchalische Zustände in unsren Landen eingeführt werden müssen, liegt auf der Hand, und werden wir uns förderfamst bei dem alten braven Abraham nach den praktischen Erfolgen dieser genialen Einrichtung erkundigen.“ —

Kleines feuilleton.

Eine Geschichte aus Tripolitani von Anatole France. Im „Paris-Journal“ berichtet ein Besucher des Dichters: „Anatole France studierte eine Karte des östlichen Mittelmeeres. „Hier,“ sagte er und legte den Finger auf ein ins Meer hervorspringendes Gebiet, „hier lag die Pentapolis (Zäni-Städte-Gebiet). Sehen wir, ob wir die fünf Städte wiederfinden! Benghazi ist die alte Berenice; Tolmeith ist Ptolemais; Marsah—Susa—Aposonia und Guremo ist Cyrene. Es fehlt nur eine: Arsinos—Arsinös . . . ich finde es nicht.“ Ich fragte Anatole France, ob er die Operationen auf dem italienisch-türkischen Kriegsschauplatz verfolgte. „Rein,“ sagte er, „ich dachte an Synesius, den heidnischen Philosophen, der Bischof der apostolischen und römischen Kirche war und selbst militärische Operationen in diesen Gegenden leitete. Zu jener Zeit regierte in Konstantinopel ein christlicher Kaiser. Um ihn herum war ein arger Sittenverfall. Als der neuplatonische Philosoph Synesius am Hof vorgestellt wurde, verkehrte er denn auch nicht, dem Autokraten eine Standrede zu halten, worin er die üblichen Vergnügungen Eudorians und ihrer Freunde geißelte. Das Leben des Synesius könnte übrigens den Stoff einer sehr hübschen Erzählung liefern.“

Ich muß voraussagen, daß er von Herakles abstammt. Wenigstens behauptete er es. Im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, mitten in der christlichen Welt, blieb er Heide und rühmte sich dessen. Da er gebildet war, erregten die Grundanschauungen der christlichen Religion sein Lächeln. Es schien ihm ganz unmöglich, daß ein nicht vulgärer Verstand diese neuen Ansichten über den Weltuntergang und über die Auferstehung annehme. Da er liberal, ja wenn man sagen darf, Opportunist war seit dem Tag, da er sich mit den öffentlichen Angelegenheiten zu befassen hatte, forderte er durchaus nicht, daß man die Anhänger einer Volksreligion verfolge. „Ein philosophischer Geist,“ sagte er, „der die Wahrheit sieht, kann dem Bedürfnis nach dem Jertum einige Zugeständnisse machen.“

Derlei mochte damals noch angehen. So sehr auch das Christentum aufblühte, so übte es doch Zurückhaltung und hatte noch nicht alle Philosophie erstickt. Das Museum von Alexandria war immer noch stark besucht und ich glaube, es ist Synesius selbst, der berichtet, daß man dort Lasträgern begegnete, die an den Straßenecken die verschiedenen Systeme lehrten. . . . Es ist sehr schwer, Geschichte zu schreiben. Will man sich an die Dokumente halten, wie viel fehlen doch! Und tut man etwas von dem Seinigen dazu. . . . Doch weiter! — Ich denke an die Begegnung des Synesius mit der Hypathia. Hypathia, die schön und weise war, lehrte in Alexandria die neuplatonische Philosophie. Synesius, der sie hörte, wurde gleich vielen anderen unterjocht und zwar für Lebenszeit. Man besitz den letzten Brief, den er ihr geschrieben hat: „Möge dieser Brief,“ heißt es darin, „Dich in guter Gesundheit treffen — du, meine Mutter, Schwester, Herrin, der ich so viel Wohlthaten danke und die von mir alle Ehrentitel verdient.“ Man hat gesagt, daß die Liebe Synesius' zu Hypathia rein geistiger Natur gewesen sei. Wir wissen nur, daß Synesius später in Athen Gelegenheit hatte, eine andere schöne Philosophin zu hören — sie hieß Asklepienia — und sie nach der ersten Vorlesung verurteilte. Die Erinnerung an Hypathia entstellte in seinen Augen jede andere weibliche und philosophische Schönheit.

In der Folge heiratete Synesius wieder, und seine Ehe wurde die Ursache der hauptsächlichsten Hindernisse, denen man Begegnete, als man ihn zum Bischof machen wollte. Nach der Chrenaila zurückgekehrt, hatte er einen großen Ruf erworben. Sein Wissen, eine glänzliche Geschäftstätigkeit in Konstantinopel, die hervorragende Rolle, die er im Krieg gegen die Seeräuber gespielt hatte, hatten ihn in die erste Reihe gerückt. Eines Tages erwählten die Bewohner von Ptolemais, die ihren Bischof verloren hatten, Synesius für dieses Amt. Aber Synesius war verheiratet und er war Heide. Die Ptolemaiten wollten jedoch von nichts hören. Man nahm mit Synesius Fühlung, doch er entschuldigte sich. Bei dieser Gelegenheit gab er die Gründe an, warum ein Philosoph, der Pythagoras, Democritus, Heraklit, Empedokles gelesen habe, die christlichen Vorstellungen über die Erschaffung der Welt und über ihren als nahe hingestellten Untergang nicht als wahr anerkennen könne: „Ohne Zweifel,“ sagt er, „sind alle Altertümer verehrungswürdig. Aber wenn ich Noah verehere, ist das noch kein Grund, Deukalion nicht zu verehren.“ Ueber-

Verantw. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag: Vorwärts-Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

dies war er verheiratet und die katholische Kirche erlaubt nicht, daß Bischöfe dies seien. Er aber wollte seine Frau behalten: „Ich erkläre und betone, daß ich mich nicht von ihr trennen und auch nicht verstoßen wie ein Ehebrecher mit ihr leben will. Ich will und wünsche im Gegenteil, schöne und zahlreiche Kinder von ihr zu haben.“ — Schließlich aber wurde alles geordnet. Synesius bekam, da die Ptolemaiten darauf bestanden, die Erlaubnis, seine Gattin und seine Ansehungen zu behalten und wurde zum Bischof ernannt. Glücklich Zeitalter, wo Synesius, der Bischof, unbehellig heidnische Hymnen dichten durfte!

Hygienisches.

Die Zeit der Erkältungen. Die Zeit der Schnupfen und Katarrhe naht. Die Nebel des Oktober und November prüfen des Menschen schwächlichen Organismus auf seine Widerstandsfähigkeit hin. Es ist eine der wohlthätigsten Einrichtungen der Natur, daß sie nur sehr langsam von der sommerlichen Hitze zum strengen Winterkälte uns hinüberführt, um dem menschlichen Organismus Zeit zur Anpassung zu lassen. Wenn trotzdem so viele Menschen an Uebergangskrankheiten, wie Schnupfen, Katarrhe, Fieber, zu leiden haben, so ist das meist ein Zeichen dafür, wie verchieden die Widerstandsfähigkeit der einzelnen beschaffen ist. Hier heißt es nachhelfen durch ein wirklich „naturgemäßes“ Verhalten. Besonders die „Einfallstore“ der Krankheiten, unsere Haut, Nasen- und Rachen Schleimhäute, sind durch fleißiges Lüftbaden, Tiefatmen in frischer Luft, Schlafen bei offenem Fenster, in tüchtiger Durchblutung und kräftiger Funktion zu erhalten. Damit sind schon ausgezeichnete Verteidigungsmittel gegen die Angriffe der Wintertemperatur gegeben. Gerade jetzt darf man im täglichen Luftbade nicht nachlassen, nur die Zeitdauer des Luftbades selbst wird natürlich immer kürzer werden müssen, je mehr die Temperatur, namentlich am Morgen, sich abkühlt. Das Schlafen beim offenen Fenster — wobei direkter Zug natürlich zu vermeiden ist — wird die Schleimhäute am wirksamsten trainieren. Besonders wichtig ist für die Abhärtung der Schleimhäute das Gurgeln mit nicht zu warmem Wasser. Das Gurgelwasser darf nur sehr wenige Grade über der Temperatur der Außenluft gehalten werden, wenn nicht eine Verweichlichung der Schleimhäute die Folge sein soll. Auch zu heißes Essen macht die Schleimhäute beim Nafen kalter Bitterung sehr zu Erkältungen geneigt. In der Kleidung gilt es vorsichtig den Temperaturschwankungen folgen. Hier müssen sich namentlich Blutarmer vor dem übertriebenen „Sichabhärtenwollen“ hüten; ebenso bedenklich ist aber zu vorzeitiges „Dickenpacken“. Durch das erstere wird eine gefährliche Durchkühlung, durch das letztere eine gefährliche Verweichlichung geschaffen.

Technisches.

Die Verbreitung der Schreibmaschine. Im Jahre 1878 wurden in Amerika, wie wir im „Prometheus“ lesen, die ersten Schreibmaschinen fabrikmäßig hergestellt und heute wird die Anzahl der allein in Deutschland im Gebrauch befindlichen Maschinen auf etwa 1600 000 Stück geschätzt, die einen Wert von etwa 500 Millionen Mark repräsentieren. Dabei begann die Schreibmaschine erst vor knapp zwei Jahrzehnten in die deutschen Schreibstuben einzudringen. Von den ungefähr 80 verschiedenen Systemen von Schreibmaschinen haben nur annähernd die Hälfte sich zu halten vermocht, die andern sind vom Markte verschwunden. Der deutsche Außenhandel in Schreib- und Rechenmaschinen, von dessen Wert auf Schreibmaschinen allein ungefähr 65 Prozent entfallen, stellte sich in den letzten Jahren wie folgt:

	Im Jahre	1908	1909	1910
Wert der Einfuhr . . .		2,588	3,646	3,756
Wert der Ausfuhr . . .		3,966	4,916	6,914

Millionen Mark.

Die deutsche Schreibmaschinen-Ausfuhr geht in der Hauptfache nach Oesterreich-Ungarn und Rußland, dann aber auch nach Frankreich, der Schweiz, Italien und Südamerika. Die Einfuhr kommt zu 85 Prozent aus Amerika, dem Mutterlande der Schreibmaschine, daneben ist nur noch der Import aus England erwähnenswert.

Die Leistungsfähigkeit einer Schreibmaschine beträgt ungefähr das Drei- bis Vierfache der Leistungsfähigkeit eines sehr geübten Schreibers mit der Feder. Wettstreiten haben schon Rekordleistungen von 57 000 Worten in der Stunde gezeitigt, im allgemeinen werden aber 2500 Worte in der Stunde als eine recht gute — und für unsere heutigen Bedürfnisse wohl auch ausreichende — Durchschnittsleistung angesehen.

Ein neues Mittel zur Entdeckung schlagernder Wetter ist von dem Ingenieur Ralph vor der Vereinigung von Bergbauingenieuren in Glasgow vorgezeigt worden. Der Apparat beruht auf der Eigentümlichkeit des Platin, bei Gegenwart von Grubengas seinen elektrischen Widerstand zu ändern, der sich unter dieser Einwirkung steigert. Zum Gebrauch wird der Apparat mit einem Akkumulator verbunden. Er arbeitet angeblich so genau, daß schon ein Viertel Prozent Grubengas in der umgebenden Luft angezeigt wird, während eine wirkliche Gefahr erst bei einem Gehalt von vier Prozent eintritt. Ein hervorragender Sachverständiger, Professor Thornton, erklärte die Erfindung für epochemachend, weil der neue Apparat durch seine Genauigkeit geradezu den Wert eines Präzisionsinstruments besitzt. Er empfiehlt sich daher auch für wissenschaftliche Untersuchungen.

Verantw. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag: Vorwärts-Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.